

Gerade aber weil der Verfasser eine so hervorragende Arbeit geleistet und sie in einer so ansprechenden Form vorgelegt hat, halten wir es für notwendig, auf ein großes und grundwichtiges Problem aufmerksam zu machen, das hier verborgen zu liegen scheint. Die Ablehnung eines zu einseitigen allegorischen Verständnisses hat dem Verfasser — nach unserer Auffassung zu Recht — bereits die Zustimmung verschiedener Rezensenten eingebracht. Krinetzki hat als katholischer Theologe einen (für die kritische Wissenschaft freilich nicht neuen) Weg mit *Mut und Umsicht neu beschritten*. Darin wird er weiterhin auf ungeteilte Zustimmung von seiten einer aufgeschlossenen Forschung rechnen dürfen. Aber ist hier nicht noch etwas anderes geschehen? Die Allegorie ist nun größtenteils draußen: ist indes der Boden, in dem sie letzten Endes wurzelte, damit schon umgebrochen? Wir meinen: nein. Uns scheint nämlich, daß das, was bisher die so umstrittene Allegorese zu leisten hatte, weitgehend nun dem Literalsinn aufgelastet wird. Es ist hier nicht der Ort, über Wesen und Berechtigung bestimmter Anschauungen zu streiten, welche vielleicht besonders einer Moral eines bestimmten Jahrhunderts zu eigen sein mochten. Es ist aber doch wohl geboten, anzumerken, daß das Hohe Lied in sich, als Text, Themata dieser Art (so da sind voreheliche Liebe, bräutliche Reinheit usw.) entweder nicht enthält oder doch nicht so, wie der Verfasser sie, von einem späten, christlichen, abendländischen und durch viele weitere Voraussetzungen geprägten Standpunkt aus in dieses Stück Literatur hineinträgt. Das soll nun nicht heißen, daß man in der heutigen Verkündigung und praktischen Auslegung derlei Anwendungen überhaupt nicht vollziehen könne. Aber man wird dabei indirekt vorgehen müssen, so, wie es der Text selbst verlangt. Man wird dem Leser und Hörer erklären müssen, worauf damalige (gleichartige, andersartige) Anschauungen beruhen — und worauf die heutigen. Man wird den Weg erklären müssen — aber man wird kaum seine Zuflucht dazu nehmen können, zu behaupten, daß der Literalsinn — geradezu beliebig — in sich unsere heutigen Auffassungen hergebe. Es hat, so scheint uns, wenig Sinn, die allegorische Auslegung durch eine andere zu ersetzen, die letzten Endes mit genauso vielen oder noch mehr Voraussetzungen an den Text herangeht, als das die Allegorese getan hat. Sonst könnte es geschehen, daß die heute so verachtete Allegorese die „Literalexegese“ überrundet.

Sagen wir es noch einmal deutlich: das Werk ist in vielfacher Hinsicht hervorragend gearbeitet, ein wirkliches Meisterwerk! Was uns nicht recht gefallen kann, ist, daß es, leider an sehr vielen Stellen, die Freiheit von allegorischer Deutung durch den Eintrag bestimmter „moralischer Anschauungen“ erkaufte. Nach unserem Dafürhalten ist das dem großartigen Werk nicht zum Nutzen. Ob sich darauf nicht verzichten ließe?

O. K.

Norbert Lohfink: Das Siegeslied am Schilfmeer. Christliche Auseinandersetzungen mit dem Alten Testament. Frankfurt 1965. Knecht Verlag. 274 Seiten.

Alle Aufsätze, die der Verfasser in diesem Band vereinigt hat, zeugen von hohem wissenschaftlichem Können und überzeugender Sprachkraft. (Nicht zufällig ist unter ihnen ein Artikel über die Bibelübersetzung Martin Bubers in Vergleich mit anderen). Was ihre Lektüre aber am erregendsten macht, ist die beständige Frage nach dem Gültigen, auch für uns Wahren in den alten Texten.

Es fällt schwer, einzelne Aufsätze hervorzuheben, so gern liest man sie alle. Der sehr konsequent und ehrlich geschriebene Artikel über die ‚Irrtumslosigkeit‘ der Schrift wird manchen vielleicht zunächst befremden, ihn aber dann gewiß befreien, falls er bereit ist, ebenso ehrlich und konsequent zu sein. Über den Sündenfall kann man kaum etwas Besseres empfehlen als den betreffenden Überblick: Hier — wie auch sonst — ist es besonders instruktiv, daß nicht nur das Ergebnis, sondern auch die Methode gezeigt wird, die zu diesem Ergebnis führte. Die Exegese von Ex 15, dem Siegeslied am Schilfmeer — das etwas einseitig dem ganzen Band den Namen gegeben hat, führt —

wieder beispielhaft für viele andere Texte — in dem Leser unerwartete Tiefen. Jedem christlichen Verächter des Alten Testaments sei der Aufsatz über ‚Gesetz und Gnade‘ eindringlich empfohlen.

Dieser Band sollte niemandem fehlen, dem an der Bibel liegt. Selten bekommt man auf so wenig Seiten so viel angeboten.

D. A.

E. Lohse: Die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Gütersloh 1964. Verlagshaus Gerd Mohn. 102 Seiten. Der Verfasser ist als ein Fachmann von Rang bekannt. Das wird der Leser auf jeder Seite dieses kleinen Buches bestätigt finden können. Ein erfrischend flüssiger Stil läßt einen sich einlesen, und man steht mitten in der Erörterung schwierigster Probleme, ohne daß man weiß, wie man eigentlich dahin gekommen ist. Alles in allem eine Darstellung, wie man sie sich besser nicht wünschen kann. Hier wird nicht verkürzt und zurechtgebogen, hier steht nicht die Lösung schon vor dem Problem! Man darf dieses Meisterstück mit einer selten starken Überzeugung nach allen Seiten hin empfehlen!

O. K.

H.-D. Look: Offenbarung und Geschichte. Untersuchungen am Werke Albert Haucks. Hamburg 1964. Reich Verlag. 134 Seiten.

H.-W. Bartsch: Die Anfänge urchristlicher Rechtsbildungen. Studien zu den Pastoralbriefen. Hamburg 1965. 180 Seiten. Die beiden Werke bilden die Nummern 33 und 34 der Reihe: Theologische Forschung, Wiss. Beiträge zur kirchlich-evang. Lehre, hrsg. v. H.-W. Bartsch, im Evangelischen Verlag Herbert Reich, Hamburg.

Hans-Dietrich Look liefert uns eine eindrucksvolle Untersuchung am Werk Albert Haucks. Dabei geht es um das Verhältnis von Offenbarung und Geschichte. Look versteht es, die einzigartige Stellung Haucks innerhalb des zeitgenössischen theologischen Denkens und historischen Forschens treffend darzustellen. Der Arbeit kommt schon deswegen eine besondere Bedeutung zu, weil die Diskussion um das Verhältnis von Offenbarung und Geschichte nach wie vor die Geister in Spannung hält.

Hans-Werner Bartsch versucht aus den Pastoralbriefen „Rechtsbildungen“ herauszuheben. Dabei geht es um gottesdienstliche Regeln, Regeln für das Verhalten der Frau, Ordnungen für Bischöfe, Diakone und Presbyter, sowie um die Witwen- und Sklavenregeln. Bartsch will damit in eigener Weise die Arbeit von Martin Dibelius, die jener an den Pastoralbriefen geleistet hat, weiterführen.

O. K.

Oswald Loretz: Die Wahrheit der Bibel. Freiburg 1964. Verlag Herder. 140 Seiten.

Man kann dem Verfasser dankbar sein, daß er das Wahrheitsproblem der Bibel entschlossen neu aufgegriffen hat. Kommt die Auseinandersetzung mit einer Konzeption von „Offenbarung und Geschichte“ auch ein wenig zu kurz, so wird doch des Autors eigene Position: „Der Bund Jahwes mit Israel bestimmt die Art und Weise der göttlichen Offenbarung und deren ‚Wahrheit‘“ gründlich genug dargelegt, um eine weiterführende Diskussion zu ermöglichen. Loretz präzisiert wesentliche Einsichten, z. B. „daß es nicht mehr möglich ist, die Schrift als Wort Gottes naiv mit der göttlichen Offenbarung zu identifizieren“ (S. 19), daß die Exegese in der Bewegung der modernen Geistes- und insbesondere Geschichtswissenschaft notwendig aus ihrer alten Ruhe herausgetreten ist (S. 24 f.); die Bedeutung des Wortes für die Deutung der Geschichte wird mit Recht gegen eine einseitig geschichtsbezogene Konzeption hervorgehoben (S. 49). Die These des Autors zur Wahrheit der Bibel lautet: „Gott ist ‚wahr‘, insoweit er dem Bund mit Israel *treu* ist, soweit er sein Wort verwirklicht. Von hier aus gesehen, ist die Schrift insoweit wahr, als sie von einem Gott der Treue spricht, und die Schrift befände sich im Irrtum, wenn sie einen Gott verkün-